

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Die Priester in Spanien
Autor: Ferrandiz, José
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freidenker

Organ der Freidenker der deutschen Schweiz.

Herausgegeben vom
Deutsch-schweizer. Freidenkerbund
Geschäftsstelle: Zürich V., Seefeldstr. 111.

Gratis erhält jeder neue Abonnent bis
Ende 1909 den „Freidenker“,
wenn er den Jahres-Abonnementssatz
für 1910 (Fr. 1.20) an den Verlag des
„Freidenker“ Zürich V., Seefeldstr. III ein-
sendet (Postcheckkonto VIII 964).



Zur gefl. Benutzungnahme.

Wir teilen hierdurch unsern verehrten, Bundesmitgliedern, den Vorständen und Kästner unserer Verbandsvereine und den Kolporteurern des „Freidenker“ mit, daß durch den Antrag an den Postzettelverkehr fünftigjährig alle Zahlungen auf unter

Scheck und Girokonto VIII. 964

geleistet werden wollen. Einzahlungen werden portofrei bei allen Poststellen mittels grünem Einzahlungsschein entgegengenommen.

Deutschschweiz. Freidenkerbund
Verlag des „Freidenker“.
Zürich V., Seefeldstr. 111

II. Jahrgang — No. 9.
1. September 1909

Erscheint monatlich. Einzelnummer 10 Cts.
Abonnement: Schweiz Fr. 1.20, Ausland Fr. 1.50 pro Jahr.
Inserate: 6 mal gespaltene Pariserseite 15 Cts, Wiederholungen Rabatt.

der „Simplizissimus“ in Deutschland, von dem auch jeder weiß, welche Tendenzen darin vertreten werden. Dazu wurde noch im Urteil des Kantonsgerichtes St. Gallen festgestellt, daß von einem züdrücklichen Vertrieb nicht die Rede sein kann, daß Borelli nur jenen das Blatt verkauft hat, die es gewollt haben. Und wohlverstanden verfaßt! Auch diesbezüglich vertritt man gegen das bündesgerichtliche Urteil im Luzerner Prozeß, da dort ausdrücklich auf den Unterchied hingewiesen wurde, daß der Verkauf derartiger Schriften zu erlauben sei, während eine Verbreitung, die gratis und wahllos erfolge, event. ein derartiges Delikt begründen könne.

Die Verurteilung des Borelli wegen Störung des konfessionellen Friedens ist also eine flagante Verletzung des § 49 der Bundesverfassung, und es ist Pflicht aller wirtschaftlich geübten Bürger, auf das Entschiedenste gegen diesen Willkürer der St. Galler Richter zu protestieren, zumal es offenbar ist, daß katholischer Einfluß oder Rückstift auf katholische Kreise mitgewirkt hat. Nicht nur auf dem Papier in der Bundesverfassung, sondern in der Praxis unserer Justizpflege soll und muß das Prinzip der Gewissensfreiheit zum Ausdruck kommen, trotzdem von katholischer Seite seit den letzten bündesgerichtlichen Entscheid mit allen, auch mit den bedenklichsten Mitteln, gegen die Garantie der Gewissensfreiheit, die ein wertvolles kulturelles Bestitum des Landes ist, gewußt wird. Doch der freiheitliche Teil der Bevölkerung wird dieses Gut zu wahren und es gegen den Aufsturm des clerikalismus zu verteidigen wissen.

Es handelt sich in diesem Falle nur um einen fremden, armen Italiener, aber auch dieser hat vollen Anspruch auf den Schutz der Gesetze und der volle Schutz des § 49 soll auch ihm zugute kommen. Angeichts der prächtigsten Bedeutung in diesem Rechtsfall hat die Zeitung des Deutsch-schweizerischen Freidenkerbundes Veranlassung genommen, den Mehus zum Bundesgericht gegen das St. Galler Schlußurteil in die Wege zu leiten, und mit der Begründung Rechtsanwalt Otto Fäermann in Luzern betraut, der auch im Luzerner Fall die Urteilsbegründung mit vollem Erfolg befohl.

Die Priester in Spanien.*

Von Padre Don José Ferrandiz (Madrid).

In den Seminaren erhält der Priester eine schlechte Erziehung. Ganz abgesehen von der unmoralischen Lebenshaltung, die sich unter so vielen Leuten desselben Geschlechtes nur zu leicht von selbst einstellt, ist es eine Erfahrungsfattheit, daß die spanischen geistlichen Lehrer die Jugend niemals zu bilden verstanden haben. Ihre Pädagogik ist heute noch die altertümlichste.

Damit die Seminare nicht unbeachtet bleiben, hat man Zögelder von 1.50 Pejetas, und noch weniger, zur Unterstützung der armen Familien, aus denen ja fast ausschließlich die jungen Geistlichen hervorgehen pflegen, eingeschürt. Ein Seminarprofessor erhält ein Jahresgehalt von 500 bis 1000 Pejetas. Der Rektor, der ein Kanoniker zu sein pflegt, bekommt 2000—3000 Pejetas. Kein Lehrer ist durch eine Prüfungsergebnis hindurchgegangen. Die Laune des Bischofs allein hat ihn auf seinen Posten gebracht und kann ihm wieder entfernen. Gewöhnlich sind die Lehrernter des Seminars einfach nichts weiter als pekuniäre Gehaltsumsiedlungen, die der Bischof dem von ihm bevorzugten Brüder zuweist. Manchmal begnügt man sich auch mit Geld zu sparen, damit humanistische Lehraufträge an vorgezeichnete Schüler zu übertragen. Das einzige Wissen des Priesters der spanischen Kirche ist die scholastische Theologie des heiligen Thomas von Aquino. Als gelehrt und fähig, die höchsten Amtsstufen zu erklimmen, wird der „Ergotist“ angesehen, der durch geistliche Kunststücken in der Weisheitsföhrung mit seinem „ergo“ einen Lehrkurs zu verteidigen und seine Mit Schüler zu übertrumpfen versteht. Von diesen Dingen, die im späteren Leben doch zu nichts nützen sind, abgesehen, bietet der Seminarunterricht keinen einzigen Vorteil.

Die humanistischen Wissenschaften, selbst das kanonische Recht, die Münz-, die Kunstsachkenntnis, alles das ist wohl im Studienprogramm pompos aufgeführt, wird aber in Wirklichkeit kaum gelehrt. Auch fehlt es an entsprechendem Unterrichtsmaterial, obwohl die Mittel hierfür, wie wir gesehen haben, im Kultusrat den Seminaren zugewendet werden, und die Institute aus ihren Ländereien und anderen Vermögenswerten auch sonst Einnahmen genug besitzen. In den Seminaren herrscht geradezu eine Abscheu vor der Wissenschaft. Ich habe es erlebt, daß man aus der Madrider

Anstalt zwei Lehrer entfernt hat, weil sie zuviel Mathematik und Physik getrieben. Damals war ein Kanonikus Refater und Physik getrieben. Damals war ein Kanonikus Refalter elektrischer Motor befand, den man als unbrauchbar bezeichnete, gestellt hatte, befahl ihn nur ja weit wegzuschaffen, damit er nicht etwa explodiere und Unheil anrichte. Mit der Erziehung ist es nicht anders bestellt als mit dem Wissen. Die neu eintretenden Schülern kommen vom Lande, von der Feldarbeit oder aus den Armeleutefuhren der kleinen Dörfer. Im ganzen Seminar ist kaum jemand, der von Hause aus eine bessere Erziehung mitgebracht hätte. Solch ein spanischer Geistlicher hält es dann später nicht für nötig, einen Kreuz höflich zu erwidern. Er tritt in ein fremdes Haus, ohne den Hut abzunehmen und sieht sich selbst in Damengesellschaft bedekten Haupes niedrig. Wer ihm widerspricht, kommt schön an. Er wähnt sich ununterbrochen in ähnlicher Würde und hält sich darum für unantastbar. Ein Bischof hält jedem, wer er auch sei, gewaltamt den Ring vor den Mund, daß man ihm küssse. Kaum kennt er eine Familie oberflächlich, so duzt er schon die Frauen. Wenn man ihn nicht mit Hochwürden oder Erzbischöfen anredet, auch wenn man die Jugend gemeinsam mit ihm verlebt hat, bläht er sich, wie ich es hundertmal geschen habe, empört auf. Selbst den eigenen Eltern erlassen sie im Verfehle die Formalitäten nicht. Die spanischen Träger der Mutter sind von altersher empfindliche Leute. „Ich habe einen Esel vor diesen elenden, gotischen Bauernlämmeln mit ihrem unerträglichen Dünkel,“ sagte Canovas im Amer. „Selbst auf dem Abort spielen sie den Bischof“ Wehe, als einer ist ihnen aus fremdem Hause hinausgeworfen worden, weil er sich mit den Damen zu schaffen machen wollte. Der Kardinal Sancha, Bischof von Toledo und Erzbischof zu Madrid, stand garnicht dabei, die Señoras und Señoras aus den Hinterhaufen zu lächereln. „Brüderliches Gleiches“, pflegte er zu sagen, „daß vom Hafen nicht viel zu merken.“ Verbißt sind auch seine unanständigen Anecdotes und seine geschmacklosen Bosen. Er war, bevor er Priester wurde, Bauer und Barbier gewesen. O heilige Demokratie der Kirche!

Das Volk macht sich übrigens aus alledem nichts, freut sich höchstens darüber, denn es ist die Dinge so gewohnt, daß es glaubt, die hingen mit dem geistlichen Amt zusammen. Die geistliche Erziehung ist begründet auf dem Missbrauch, der Spioniererei, auf übertriebenem Autoritätsgefühl, der Privilegienvielfalt und der schmutzigsten Arglist. Ein Seminarior, der bei seinem Rector oder einem Lehrer in besonderer Gunst steht, ist den anderen gegenüber einer Art Herr und Gebieter. Ein Lehrer steht über den Seeligen, der Rector ist dem Papst gleich, der Bischof ist Gott ähnlich und alle diese Herren haben immer und unwiderruflich recht.

Der Hunger eines spanischen Seminaristen ist sprichwörtlich. Aber im selben Speisesaal sieht der Professorenstädt. Der hungrige Schüler sieht darauf die erlebten Platten. Manchmal schlägt der Herr Professor dem Lieblingszögler einen Leckerbissen hinüber. Für die übrigen ist das dann wieder ein neuer Anreiz zu Hass und Neid. Es ist den Seminaristen verboten, sich auf eigene Kosten Tabak und Leckereien zu kaufen. Wenn sie dabei betroffen werden, wird ihnen das Erkauft weggenommen, und die Herren Lehrer rauchen und verzepfen es selber, oder ein Lieblingszögler bekommt es geklemt. Denn die Gewinnungswirtschaft bleibt die Hauptidee. Es kommt vor, daß idiomartige Leute unter den Studierenden noch Brügel bekommen, sie müssen angeknüpft und brutal beschimpft. Sie müssen im Speisesaal, während die übrigen essen, auf den Knien liegen. „Auf die Knie mit dir,“ das ist überhaupt ein Befehl, den man jeden Augenblick hört. Ein solches System kann nur zu perniziöser Feindseligkeit, zum Hass, zur Kriegerei, zur Nachsucht und grausamen Gemeinschaft führen.

Obne Wissen, selbst oft ohne die geringste Kenntnis von seinem Beruf, ohne moralischen Halt und ohne Ideale verläßt der junge Priester das Seminar, oft auch ohne religiösen Glauben, dafür aber mit dem Gespäß der vier „ergos“ beladen. Auf sich selbst angewiesen, tritt er ins Leben, von dessen Kunst man ihn im Schulraum nichts gelehrt hat. Den Umgang mit dem Volke soll er, wie die Liturgik und die Predigtkunst, so gut er kann, auf eigene Faust erlernen. Wenn er keine Gönnern findet, wird nichts aus ihm, wird er immer ein Bettelcleric bleiben. Er mag seine Pflicht ausfüllen als er kann, dafür wird ihm kein Lohn. Aber wenn er den geringsten Fehl begeht, kommt die ganze Schwere des Geiges über ihn. Im Laufe der Jahre springen die von Protektion Begünstigten über seinen Kopf hinweg, verwandt und schmeichelnd der hohen Geistlichkeit oder einflußreicher Politiker. Denn in der spanischen Kirche gibt es keine Stufenleiter. Dienstjähre, Verdienst und Führung werden nicht angerechnet. Die Gönnernwirtschaft macht alles. Da die Zahl der Priester unverhältnismäßig groß ist, ist der Dienstmarkt für die meisten äußerst hart und bringt einen von Reid erfüllten Egoismus herbei, der wiederum Spioniererei, Angabe und jede Art von Gemeinheit zur Folge hat. Es können sich nicht drei Geistliche zusammenfinden, ohne daß jeder von ihnen sich fragt, wer

* Aus dem vor Kurzem im Neuen Frankfurter Verlag erschienenen Buch: „Das heutige Spanien unter dem Dach des Papstiums“ (Preis Mark 2.50). Dieses Buch des berühmten antifaschistischen spanischen Schriftstellers ist vorzüglich in deutscher Sprache veröffentlicht und gibt ergreifende Schlußfolgerungen über den politischen, moralischen und materiellen Stand des „Kirchenstaates“ Spanien.

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gejedraben haben, obendrein noch aufgebaut, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgilden, nur in engem Rahmen entwidmet. Er hängt am Formelstiel, und es fehlt ihm jede Berinnerlichkeit. Das Weib ist dem spanischen Priester eine Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Instrument seiner Gelüste und das Mittel, zu Einfluss und Geld zu kommen. Das Familieneben erscheint ihm eine halbwegs unmoralischen Einrichtung, das Staatsleben ein feierliches Babel, das nur gegen Gott und die Kirche gehäuft ist. Die Politiker werden allenfalls noch als Machthaber eingeschätzt, soweit sie ihren Einfluss zugunsten der Geistlichen verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Reihenfests und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die Zeugen und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts und hat keinen anderen Zweck als Geld zu beschaffen. Die sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Clerus laufen in die Worte zusammenfaßt: "Dem Volk etwas Brot und viel Brot, Glückliche und Unglückliche und unvermeidbare Nebel gibt es und muß es geben." Mit der Zeit sieht sich der intelligente Priester bald entnötigt. Er liest, beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur ihm allein. Er muß sich hüten, sein Interesse aufzudecken, denn im Priesteramt wird er keinen Freund finden, der ihn versteht will.

Der spanische Clerus läßt sich einteilen in Männer des Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im Geiste sind oder noch neu in ihrem Beruf. Ferner in Männer eines Zwölferglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Absatz der Atraktionsrust in ihnen entsteht nach, und doch sind auch sie Abtraktionsrust, die sich nur noch an eine vage Dogtrin halten, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den Altar treten sehen, während sie nach dem Duft der letzten weiblichen Berührung an sich fragen. Noch in der Sakristei verleumden sie den Räisten, oder schmieden Radewälle. Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen Schwur Waffer nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben. Das ist die Mehrzahl des hohen Clerus, von dem die einen Arbeiter, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühstücken getrost vor der Messe und fassen ihren Beruf überhaupt lediglich als Erwerbsmittel auf.

Zum geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und unverlaubiger Umgang mit einer Frauensperson keine Seltenheit. Ja, es wird der als feindselig und tugendhaft geprägt, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält und für die etwa aus dem Bunde hergehenden Kinder wenigstens als für angebliebte Neffen und Nichten sorgt. Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Gewöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die Liebschaft mit dem schönen Weibchen, die Grobheit der Ehefrau, der liebenswürdigen Witwen und Witzen. Die Priestermoral spiegelt sich in dem Sakristeizwerg: "Morgens Priester, mittags Feinschmecker und nachts Chegatte." Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung. Auch fehlt es sonst nicht an widernatürlichen Borkommunionen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaén ein Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im Einvernehmen mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet hatte. Seitdem die Zeugen und die Freieses an der Herrschaft sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Clerus erstaunlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast mit derselben Einfachheit zutage wie bei der Geistlichkeit.

Paul.

Von Georges Clemenceau.*)

Es war ein Bagabund, ein Missstäter, von fünf oder sechs Jahren, der da auf einem Gebärdenschauplatz und des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbekanntem Ort von unbekannten Eltern geboren zu sein. Es gibt Kinder, die in Privatvillen in den Champs Elysées zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden zu leben. Der brave Schuhmann läßt seine Stunde machen, Tag und Nacht gute Nacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen Häusern, in Läden, auf Pachtgütern. Gegen sie ist nichts zu sagen.

Wie aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern, in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verblügeln, in Bürstwagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst, bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Ruhe der anderen zu tören. Man sieht sie verwahrlost umherstreifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wasser's ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem, woran sie Mangel leiden und zu essen verlangend, sobald sie Hunger haben, was eine vom Gesetz unterlegte Bettelschaftigkeit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . . Nicht weiter! Wie verwüstet ist doch das Gesetz!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begreifend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unter zukünftiger Landstreicher beschlossen, sich auf einen Misthaufen idlos zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durchzögte seine zerfetzten Lumpen, entzog dem elenden, erfarrten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete allgemein diesen kümmerlichen Überrest jämmerlichen Lebens auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit vor. Die Augen hielten geschlossen, das Gesicht verzerrwollten, die Lippen blauartig, die kleinen Hände blutig, schrie sich das Leben kaum erlöschende Wesen wieder vom Leben ab. Eine stumme Tragödie, an die Fußgänger gleichgültig vorüberhasteten.

Endes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung fordert, daß die, welche frieren, nach Herzenslust vom Hund erschüttern werden, daß die, welche nichts zu essen haben, sich ohne Lärm in Hungerkrämpfen winden und daß diejenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben, den Gläubigen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zukünften läßt fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demonestrischer des Hörsaals und das Leichenhausbauen bieten in Dringlichkeitsfällen ihre göttlichen Räume. Die Straße weiß das obdachlose Geschöpf zurück. Es ist verboten, daß seinen Lebensunterhalt zu erbetben, verbieten, da zu sterben,

Rams. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und zeigt sich viel faulmüder gegen diese Verirrung, als wenn es sich einmal um eine nicht zu verheimlichtende, allzu stanfähige Lebesfahre zwischen einem Priester und einem Weib handelt.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stellung zu gelangen. Von der Bischofsmütze und dem Kardinalshut bis zu den niedrigsten Ämtern ist alles zu kaufen. Sängt die Verleihung einer Prämie im einzelnen Falle von irgend einem Wettbewerb ab, so ist sie auf dem Wege der Beeinflussung durch Geld mehr vor dem Examen schon in festen Händen. Hat der kirchliche Obere die Stellung zu vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld, Dienste und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlungen von seitens jüngerer Leute Rücksicht, denen er auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet worden. Es ist so allgemeiner Brauch. Die Schlafzimmer der intimen Freindinnen der Minister und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die Verhöreträume der Nonnenklöster, und die Runtiatur, — vor allem die Runtiatur, denn der Runtiatur beschäftigt sich eine stattliche Nebeneinnahme, indem er den Kandidaten für die Mitra und die hohen Kirchenposten seine Empfehlung in Rom verkaufte, — alle diese Stellen, sage ich, sind für die Zusammensetzung des geistlichen Personals von großer Bedeutung als die Amtsstuben der bishüflichen Paläste und des Amtskabinettums. Man weiß auch ungefähr den Tarif. Eine Erzbischöfsmütze kostet 100.000 Pejetas, eine Bischofsmütze 50.000—60.000 Pejetas, ein Domherrnamt 10.000—25.000 Pejetas. Für einen Kardinalshut sind außerdem noch an den Bataillen, 1000 gr. zu zahlen.

Leo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel, Casanás, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kardinalshut. Den spanischen Staatsräthsel beschloß solch ein Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen Herrn mit 5000 Pejetas extra).

Als der neue Kardinal das Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von 60.000 Franken.

In seinem Leben hatte er joviell nicht mehr einzunehmen gegeben. Er wandte sich an seinen Freund, den Bischof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und der sagte ihm:

— Lieber Freund, mit der Gabiger in Rom ist nicht zu sparen die 60.000 Franken müssen ohne Aufschub und Entschuldigung hingelegt werden.

— Aber wenn ich sie doch nicht habe?

— Der Papst nimmt an, daß Sie sie aus dem Tell Ihrer Erbade scheren werden.

— Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Müh und Not 9000 Franken erpart.

— Gut, wie werden ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen wir nicht mehr davon.

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten Selbstlosigkeit, umgehen? Wöhrend der dreißig Jahre Brieslerlaufbahn, die auf mir lasten, habe ich wohl mehr als zehntausend Geistliche kennen gelernt. Nur von vierzen kann ich sagen, daß sie wirklich feindselig, niestens, rechtschaffen und den Geboten der Kirche gehorsam gelebt haben. Drei von ihnen waren die einfältigsten Menschen, und nur der vierte einigermaßen gebildet. Arme Richtwörter! Der Brief eines Altersers macht für gewöhnlich nach Stil und Orthographie den Eintritt, als sei er von einer Schennermagazin geschrieben. Die Geistes und die Seelen wissen nicht viel mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Unterschied besteht in der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Orden die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit überlaufen Trompetenstößen in die Welt posaunt.

Der nichtsahnende Galgenstrick fand wie uns zum Sohn, einen Ausweg zwischen Leben und Sterben; er schließt. Gabe ich nicht gefaßt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer vorübergekommen, ohne den Verbrechen auf frischer Tat des Schläfers zu ertappen. Wiederum erschallt der gleichmäßige Trittschritt, die beiden Schulteile kommen näher heran, ihre Augen schneller schärfer umher; da flüstert plötzlich aus dem dunklen Winde ein abscheulicher, form- und farbloser Rudel hervor, bellt, holt wie in höchster Not und zerrt die beiden Polizisten bis zu dem dunklen Lumpen, unter dem das kleine, lebende Wesen dem Bordanzen des Todes seinen leichten Widerstand leistet.

Der Rudel ist der Freund des Bagabunden. An das Kind geschnürt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme abgegeben, ihm das düstere, erfrorene Gesicht geleckt und schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gepfört, die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war der Anlaß seines Windeins und seiner Freunde, als er Hilfe nahm. Schön hatten sich die beiden Männer des Kleinen bemächtigt, schütteten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit gutgemeinten Stößen und am Ende stellten sie ihn, zwar noch schwankend, wieder auf seine Beine.

„Was macht Du da, kleiner Unglücksrumpf?“

Keine Antwort.

„Aber wo antworte doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, brummige Stimme und den begleitenden Stoß erschreckt, bricht der kleine Herumtreiber in Tränen aus. Der Rudel sprintet an ihm empor, reißt ihm das Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getrostet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wer ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Wer ist Deine Mutter?“

„Hört.“

„Bohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . . ?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“ Paul will gern. Er fährt die ihm entgegengestrette Hand und ruft ernsthaft seiner Freund, den Rudel: „Paul.“

„Paul“, meint der Mann, „wer von euch beiden heißt Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Geister. Eine Freundschaft inniger zu verbinden, wäre nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; getrennt sind sie nur die Hälften eines Namens. Die berühmtesten Freundschaften des Altertums bieten uns kein Bei-

Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine erschöpfende Uebersetzung des obersten Moralprincipes zu bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen. Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Ausspruchung des ethischen Kardinalprincipes berührt. Die christliche Religion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Die christliche Gottheit befiehlt dem Menschen die Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch sich selbst liebt. Gezeigt erstreben sich nun im Allgemeinen auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle. Man kann auch in der Tat keine Gefühle vorordnen. Aber auch schon das Gebieten selbst ist bedeutlich. Ist es der menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden andern liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze Menschenleben sich dementsprechend gestalten, die Sittlichkeit wird von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem angeborenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines göttlichen Geistes bedürfte es aber in diesem Falle nicht. Daselbst wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Vereinigung, wie die Kriege bestätigen und das ganze soziale Leben zeigt. Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Willen des Menschen entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst lieben kann, ob das oberste christliche Sittengebot nicht eine Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begierden oder individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steht in der Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Vernunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist die Gradebestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Nächsten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine Macht der Welt wird einen habgierigen, geldgierigen Menschen in's Geenteil entführen. Die „Eigenliebe“ ist aber so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die Selbstliebe kann sich in einer Reizung zum Lustern äußern und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Soll er nun jedem Nächsten in so bedeutsamer Weise lieben wie sich selbst? Das wohl kaum. Der christliche Zug von der Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschränkung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch der Unstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, welcher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung des selben bestraft, hat keine Wirkung gewährt. Denn der göttliche Zorn wie die göttliche Strafe gehen zu ihrer Vollendung ein Zenit voraus und es ist nicht Federmanns Sache, sich mit diesem Zenit abzugeben. Das Zenit und seine ethische Bedeutung für die Menschheit hätte vor der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaubhaft genug werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht einmal in das Bereich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre Ausspruchung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, daß sittliche Bewußtheit zu haben, den Menschen zu veredeln. Sie jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“ lautet die geläufigste Formel. Nun gilt es sehr bedarfslösweise Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen haben, während sehr anpruchsvolle Naturen einen Maß von Verpflichtungen bejahen, welchen sie kaum jemals würden entsprechen können. Auch wird das, was man von andern erwünscht, nicht ausnahmslos gut und süßlich sein. Die

piel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bettler und ein Hund mühten, den Dioßuren gleich, eine den Göttern, selbst unbekannte Volkskommunität erreichen.

Lebregens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul herumspingt, ein sonderbares Geschöpf. Stark, räudig, rot-schwarz und stinkend, heftet er große, braune, von grenzenloser Zärtlichkeit überfließende Augen auf seine menschliche Hölfe, und dieser andere kleine Schmutzfund liegt in ein schönes Lädeln alle Liebe, die ihn für seinen Freund erfüllt. Verhüllter zwei Seelen sich jemals untriger?

Wit den Hunden verhält es sich wie mit den Kindern; sie haben ihr Schätzchen. Die einen kommen in japanischen, idengeschöperten Wörtern zur Welt, um mit Bändern geknüpft, zierlich herausgeputzt und mit Biskuits gefüttert zu werden. Andere, Zugs-, Hof- oder Haushunde nehmen ihren Anteil an unseren Besitzungen, unseren Wünschen und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die, einer Zufallsbegünstigung ihr Dasein verdankend, auf der Straße zur Welt kommen und ziellos herumstreifen, bis sie in das Schlinge des Hundsfängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vagabundiert, muß gefängig eingezogen werden. Man muß Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Geist. Aus Ermattung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der flügert ist, hat sein Vergnügen daran, die Falstricke zu mittragen. Nur weil unser Rudel Hilfe für seinen Freund braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnen, sich kennen und lieben gelernt, wird man nie erfahren. Leidenschaften ziehen sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los; das Geist der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Stempel derer Elend bis zu dem Tage, an dem sie ihrer beider Elend zu dem Glück einer Freundschaft vereinigten.

Rut eines steht unverrückbar fest, sie lieben sich und wollen sich nicht trennen. In dem Begegnen, den kleinen Mann gretet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudigem Gebell umher. Da er die beiden Blauen zärtlich gegen seinen Bruder sieht, läßt der Hund sie und fährt ein schönes Zutrauen zu der bis her verabscheut Uniform. Hüttet auch vor vorsiligen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Menschen und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachten, indem ihr zwei auch zu nur einem verbanden.

Rut zur Wache. Der Raum erscheint behaglich, infolge eines Dienstes, der eine wohltuende Wärme austräumt. Kind und Hund lassen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwachtmeister den Bericht seiner Leute entgegenommen hat, muß er den zweieinigen Herumtreiber ausfragen, da die Mysterien artifizieller Laute dem Wachführer unbekannt sind. Die gleichen Kräfte wie zuvor, die gleichen Antworten. Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind ein Paul, das ist alles. Der Wachtmeister kratzt sich hinter dem Ohr, dießer Fall ist von der Polizeiordnung nicht vorgeheben. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten und den Hund forzuzagen. Hinzu mit dem ekelhaften

* Übersetzt von Olga Sigall.